

Die Kommunikative Sozialforschung in der Forschungsliteratur seit 1973: zu Entwicklung, Reflexion und Bedeutung eines tragenden Prinzips der Sozialforschung

Ziegaus, Sebastian

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ziegaus, S. (2006). Die Kommunikative Sozialforschung in der Forschungsliteratur seit 1973: zu Entwicklung, Reflexion und Bedeutung eines tragenden Prinzips der Sozialforschung. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 7(2), 293-312. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-277981>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Sebastian Ziegaus

Die Kommunikative Sozialforschung in der Forschungsliteratur seit 1973

Zu Entwicklung, Reflexion und Bedeutung eines tragenden Prinzips der Sozialforschung

Communicative Social Research in the research literature since 1973

Tracing its evolution, impact on reflection, and significance as one of the basic principles of social research

Zusammenfassung:

Kommunikative Sozialforschung bezeichnet heute eine Methodologie, in deren Zentrum die Auffassung steht, dass soziale Wirklichkeiten kommunikativ konstituiert werden und ihre Erforschung deshalb mittels kommunikativer Methoden erfolgen soll. Dieses Prinzip wurde erstmals in den 1970er Jahren von der Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen formuliert, konnte aber in der Folge trotz seiner zentralen Bedeutung für die Sozialforschung keine paradigmatische Wirkung entfalten. In der jüngeren Vergangenheit werden in den Methodendebatten nun wieder vermehrt Positionen vertreten, die die Bedeutung dieses Prinzips hervorheben und konkrete Vorschläge zu seiner Umsetzung machen.

Der Beitrag zeichnet nach, wie sich das Konzept der Bielefelder Soziologen in den vergangenen Jahrzehnten weiterentwickelt hat. Dabei werden die größeren Diskussionszusammenhänge in den Methodendebatten berücksichtigt, um das Spannungsfeld aufzuzeigen, in dem die Kommunikative Sozialforschung behandelt wurde. Anhand der Auseinandersetzung mit aktuellen Positionen wird der momentane Forschungsstand dokumentiert. Dabei stellt sich heraus, dass mittlerweile Ansätze vorliegen, die kommunikative Elemente systematisch in allen Phasen

Abstract:

Communicative Social Research today stands for a methodology based on the idea that social realities are constituted in communicative terms and that research on these realities should, therefore, make use of communicative methods. This principle was first put forward by the Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen in the 1970s but has subsequently failed, in spite of its key importance for social research, to have a paradigmatic effect. Recent methodological discussions, however, have seen a comeback of positions that highlight this principle and propose concrete ways of application.

The evolution of the concepts proposed by the Bielefeld sociologists is outlined for the last decades, taking into account the broader context of methodological reflections in order to document the whole range of views involved in the debate on Communicative Social Research. Recent positions are examined, documenting the current state of research. It can be shown that, by now, approaches can be found that include communicative elements in all phases of the research process, and among all elements of research systems. As a conclusion, results are discussed as to their significance for the further development of the methodologies and theories of knowledge in the social sciences.

von Forschungsprozessen und zwischen allen Elementen von Forschungssystemen nutzen. Auf der Grundlage dieser Ergebnisse werden abschließend Überlegungen angestellt, welche Bedeutung diese Erkenntnisse für die Weiterentwicklung der sozialwissenschaftlichen Methodologien und Erkenntnistheorien haben.

Schlagworte: Kommunikative Sozialforschung, Methoden der empirischen Sozialforschung, sozialwissenschaftliche Erkenntnistheorien, Geschichte der Sozialforschung, Wissenschaftstheorie

Keywords: Communicative social Research, methods of empirical social research, theories of knowledge in the social sciences, history of social research, philosophy of science

1. Kommunikative Sozialforschung

Kommunikative Sozialforschung bezeichnet heute eine Methodologie, in deren Zentrum die Auffassung steht, dass soziale Wirklichkeiten kommunikativ konstituiert werden und ihre Erforschung deshalb mittels kommunikativer Methoden erfolgen soll. Dabei wird das gesamte Forschungssystem als Kommunikationssystem verstanden und alle Phasen des Forschungsprozesses nach Möglichkeit kommunikativ gestaltet. Der Begriff der Kommunikativen Sozialforschung wurde von der „Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen“ Mitte der 1970er Jahre geprägt, jedoch nicht so weitgehend programmatisch verwendet. Als Begriff ist ‚Kommunikative Sozialforschung‘ zunächst ein Pleonasmus: wie könnte Sozialforschung betrieben werden, wenn nicht – auch – in irgendeiner Weise kommunikativ? Auch der Fragebogen, etwa als klassisches Medium der quantifizierenden Sozialforschung, stellt eine kommunikative Beziehung zwischen Forschern und Beforschten her. Während der quantifizierende Empiriker daran jedoch leidet, weil ihm bewusst ist, dass die Herstellung einer solchen kommunikativen Beziehung auf den Gegenstand seiner Untersuchung bereits einwirkt, betont der kommunikative Sozialforscher diesen Sachverhalt und versucht, ihn für seine Zwecke zu nutzen. Dabei geht es jedoch nicht darum, aus einer Not eine Tugend zu machen. Vielmehr geht es darum, ein anderes Grundverständnis von Sozialforschung zu etablieren, das Forschungssysteme als Kommunikationssysteme betrachtet und Forschungsprozesse als Kommunikationsprozesse gestaltet. Dieses Verständnis impliziert andere erkenntnistheoretische Grundannahmen als die etablierten Methodologien der Sozialforschung.

Nachdem der Einfluss der Bielefelder Soziologen begrenzt war, wird in der Methodendiskussion der jüngeren Zeit kommunikativen Elementen wieder größere Aufmerksamkeit zuteil. Dies betrifft vor allem die Weiterentwicklung des methodischen Instrumentariums, aber auch wissenschaftstheoretische Überlegungen dahingehend, wie unter den Bedingungen der Informationsgesellschaft eine zeitgemäße Sozialforschung betrieben werden kann. Dieses gesteigerte Interesse fällt in eine Zeit, in der veränderte Kommunikationsformen in den Fokus der Sozialwissenschaften geraten und auch die Kommunikationswissenschaft erkennt, dass Kommunikation nicht gleichbedeutend mit Massenkommunikation ist.

Der Beitrag zeichnet die Weiterentwicklung des Konzepts der Kommunikativen Sozialforschung und verschiedener Seitenlinien innerhalb der Methodendiskussion der vergangenen Jahrzehnte nach. Dabei zeigt sich, dass es sich hierbei keinesfalls um eine lineare Entwicklungsgeschichte handelt, in der Kommunikation von Anfang an als erkenntnistheoretisches Prinzip betrachtet wurde und in einer selbstreflexiven Wendung als Grundlage für die Entwicklung schlüssiger Methodologien genutzt wurde. Vielmehr stellt sich heraus, dass die Reflexion der kommunikativen Dimension von Sozialforschung bis heute an unterschiedlichen Aspekten von Forschungsprozessen ansetzt. Systematische Beschreibungen sind dabei die Ausnahme, liegen aber seit den 1990er Jahren vor.

Nach einer kurzen Einführung in die Ideen und die theoretischen Vorläufer der Kommunikativen Sozialforschung, wie sie von den Bielefelder Soziologen formuliert wurde, wird an einigen Beispielen – ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben – demonstriert, wie sich diese Impulse in der Forschungsliteratur und in Lehrbüchern niedergeschlagen haben und welcher Stellenwert ihr schließlich in der aktuellen Diskussion beigemessen wird. Dazu gehört auch die Frage, wie die Mitglieder der Bielefelder Gruppe selbst ihre eigenen Ansprüche und Vorstellungen weiterentwickelt haben. Als Ergebnis kann schon vorweg genommen werden, dass sich der Begriff Kommunikative Sozialforschung nicht durchgesetzt und keine paradigmatische Wirkung als Bezugspunkt sozialwissenschaftlicher Methodologien entfaltet hat. Bestimmender war in der Folge die Debatte über das ‚Interpretative Paradigma‘. Allein an diesem Begriff wird deutlich, dass damit die Diskussion eine Wendung nehmen musste, die nicht das Potenzial kommunikativer Elemente in der Sozialforschung in ihren Mittelpunkt stellte, sondern weiter innerhalb lange etablierter wissenschaftstheoretischer Grundannahmen operierte.

2. Die Anfänge der Kommunikativen Sozialforschung

In den 1970er Jahren erschienen unter der Herausgeberschaft der „Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen“ die Gründungsdokumente der Kommunikativen Sozialforschung. 1973 erschien die zweibändige Aufsatzsammlung „Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Realität“ (Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1980), die bis 1980 vier weitere Auflagen erlebte. Darin wurde eine Reihe von Ansätzen vorgestellt, die in der deutschsprachigen Sozialforschung bis zu diesem Zeitpunkt wenig bis gar nicht rezipiert worden waren. Der erste Band beschäftigte sich mit dem symbolischen Interaktionismus und der Ethnomethodologie, der zweite mit der Ethnotheorie und der Ethnographie des Sprechens. Die Herausgeber übersetzten Beiträge von George Herbert Mead und Herbert Blumer (symbolischer Interaktionismus), Alfred Schütz (Wissenssoziologie) sowie Aaron Cicourel, Harold Garfinkel und Dell H. Hymes (Ethnomethodologie), also von Autoren, die heute allesamt zum Kanon der qualitativen Sozialforschung gehören.

Der Begriff Kommunikative Sozialforschung wurde 1976 mit dem gleichnamigen Folgeband eingeführt (vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976). Dieser Band, der vier Fallstudien versammelt, in denen die Methoden der kommunikativen Sozialforschung angewendet wurden, konnte jedoch nicht an den Erfolg

der ersten Bände anknüpfen. Lediglich eine Auflage in Höhe von 400 Exemplaren wurde gedruckt.

Hinter dem zeittypischen Kollektivnamen Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen standen Joachim Matthes, Werner Meinefeld, Fritz Schütze, Werner Springer, Ansgar Weymann und Ralf Bohnsack, allesamt Soziologen, die zum damaligen Zeitpunkt unterschiedlich weit in ihren akademischen Karrieren voran geschritten waren. Joachim Matthes trug bereits seit 1964 den Titel eines ordentlichen Professors, während Ralf Bohnsack gerade sein Studium beendet hatte und als wissenschaftliche Hilfskraft eingestellt worden war. Betrachtet man den weiteren Werdegang der Mitglieder, so stellt man fest, dass alle ihre akademischen Karrieren erfolgreich fortgesetzt haben und Professoren geworden sind und bis auf den bereits emeritierten Joachim Matthes auch heute noch sind.

Der Begriff Kommunikative Sozialforschung sollte nicht nur ausdrücken, dass Kommunikation der Gegenstand ihrer Sozialforschung sein sollte. Vielmehr sollte dadurch schon deutlich gemacht werden, dass die Teilnahme an Kommunikationsprozessen, ihre Beobachtung und Analyse als gemeinsames Strukturelement ihrer Methoden verstanden wurde und der Forschungsprozess dementsprechend kommunikativ gestaltet werden sollte (vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976, S. 16). Kommunikativ heißt dabei als Gespräch mit entsprechenden Rückkopplungsmöglichkeiten und selbstreflexiven Phasen. Damit widerspricht die Kommunikative Sozialforschung dem Anspruch der traditionellen Sozialforschung, nur die distanzierte Beobachtung als Medium des Erkenntnisgewinns gelten zu lassen (vgl. Giesecke/Rappe-Giesecke 2001, S. 229). Die Bielefelder Soziologen verstanden sich als Sprachwissenschaftler, die Sprache als soziales Phänomen betrachteten, das es zu untersuchen galt. Dabei gingen sie von der Überlegung aus, dass jeder Kommunikation „Basisregeln“ zu Grunde liegen, die Verständigung auch unter fremden Menschen möglich machen. Darüber hinaus sei jede Kommunikation aber auch abhängig von einem institutionenspezifischen und soziohistorisch bedingtem zweiten Regelsystem, das Kommunikation in der jeweiligen spezifischen Situation steuert. Da diese Wissensbestände aber in der Regel nicht direkt abrufbar sind (und die Kommunikationsteilnehmer sich vielleicht gar nicht ihrer Existenz bewusst sind), können sie nur durch tatsächlich ablaufende Kommunikation herausgefunden werden. Deshalb ist zur Erforschung des Gegenstandes Kommunikation das Instrument Kommunikation unersetzlich, da nur dadurch Zugang zum Forschungsgegenstand gewonnen werden kann.

Aus diesen Annahmen leiteten die Bielefelder Soziologen Empfehlungen ab, mit Hilfe welcher Methoden ihr Ansatz umgesetzt werden konnte. Diese Methoden übernahmen sie direkt aus den genannten Ansätzen. Der symbolische Interaktionismus lieferte die teilnehmende Beobachtung, die Ethnomethodologie das Krisenexperiment sowie die Methode der dokumentarischen Interpretation und schließlich die Ethnographie des Sprechens die Analyse von Kommunikationssituationen und der in ihnen ablaufenden Sprechakte.

Die teilnehmende Beobachtung ermöglicht einerseits das Miterleben der Entwicklung konkreter Problemstellungen des Handelns und ihrer Lösungen. Andererseits ist bei der teilnehmenden Beobachtung nicht nur der „alltagsweltliche Kode des Handelns, sondern die Handlungsperformanz selbst Gegenstand der Forschung“ (Schütze/Meinefeld/Springer/Weymann 1980, S. 475). Zur Validierung der Ergebnisse dieses Verfahrens schlugen die Bielefelder Soziologen das Gruppendiskussionsverfahren vor.

Das Krisenexperiment wurde von Garfinkel eingeführt und von ihm selbst als „Quasiexperiment“ bezeichnet. „Quasi“ deshalb, da es sich nicht um ein klassisches Experiment mit dem Zweck des Hypothesentests zur Theorieüberprüfung handelt, sondern um ein exploratives Verfahren zur Datenerhebung. Ziel des Krisenexperimentes ist es, bei den Teilnehmern Krisen zu erzeugen, die ihren gewohnten Ablauf des alltagsweltlichen Kommunizierens, Denkens und Handelns stören. Diese Störung soll selbstverständliche alltagsweltliche Wissensbestände bei den Teilnehmern in Frage stellen und sie zur Explikation dieser Bestände zwingen. Als außerwissenschaftliche Beispiele für Krisenexperimente außerhalb der Wissenschaft führten die Autoren die Aktionen der 1968er-Kommunarden Rainer Langhans und Fritz Teufel an (vgl. Schütze/Meinefeld/Springer/Weymann 1980, S. 478).

Ebenfalls auf Garfinkel geht die dokumentarische Methode der Interpretation zurück. Gemeint ist die Anregung zur Erzeugung einer Erzählung einer Lebensgeschichte oder einer Interaktionsgeschichte in einem Problembereich, von dem der Befragte Kenntnis hat. Fritz Schütze hat dieses Verfahren unter der Bezeichnung „narratives Interview“ später weiterentwickelt. Dabei soll der Proband in der ihm bekannten Kommunikationsform der Erzählung einen bestimmten Sachverhalt schildern.

Aus der Ethnographie des Sprechens hat die Kommunikative Sozialforschung die Analyse natürlicher Kommunikationssituationen übernommen. Bei dieser Methode geht es darum, die semantischen Strukturen des Alltagswissenbestandes und seine „pragmatischen Relationen zu konkret ablaufenden kommunikativen Interaktionssituationen“ (Schütze/Meinefeld/Springer/Weymann 1980, S. 483) zu untersuchen. Ziel ist es, Klassifizierungen institutionell geregelter und somit alltagsweltlich erwartbarer Kommunikationssituationen zu erstellen. Daran kann dann die Analyse des „pragmatischen Wirkungskreislaufs“, bestehend aus diesen Erwartungstypen, den konkreten Kommunikationssituationen und den so angeleiteten Handlungsperformanzen anschließen (vgl. ebd., S. 485).

Ausgehend von diesem Vorrat an bereits erprobten Methoden forderten die Bielefelder Soziologen, diese Methoden systematisch aufeinander abzustimmen. Da sie der Ansicht waren, dass die Basisstrukturen von Kommunikation nicht genügend abgeklärt waren, schlugen sie vor, in der Sozialforschung vor allem Extremstrategien anzuwenden, um zu aussagekräftigen Ergebnissen zu kommen. Diese Extreme ergeben sich bereits aus den angeführten Methoden. In der Analyse natürlicher Kommunikationssituationen etwa sollte der Forscher die so genannte Minimierungsstrategie verfolgen, d.h. seinen Einfluss auf das Geschehen minimieren. Umgekehrt sollte er aber gemäß der „Strategie der Maximierung der Forscherinterferenz“ seinen Einfluss bewusst bis zum Maximum steigern. Beispiel dafür ist das Krisenexperiment.

Der Überblick über die von den Bielefelder Soziologen vorgeschlagene Methodologie zeigt, dass sie keine eigenständigen Methoden entwickelt haben, sondern auf bereits vorhandene Verfahren zurückgegriffen haben. Während sie selbst den Fokus des Begriffs Kommunikative Sozialforschung auf die Erforschung von Kommunikation richten, deutet sich jedoch schon an, etwa bei der Strategie der Maximierung der Forscherinterferenz, dass diese auch und gerade durch Kommunikation erfolgen soll. Eine konsequente selbstreflexive Anwendung dieses Prinzips fehlt jedoch.

Das Interesse der Mitglieder der Arbeitsgruppe an methodologischen Fragen war in den folgenden Jahrzehnten unterschiedlich ausgeprägt und ausgerichtet.

Publikationen zu methodischen Fragen finden sich bei Fritz Schütze, Werner Meinefeld und Ralf Bohnsack. Während sich Meinefeld im Bereich der Methoden hauptsächlich mit erkenntnistheoretischen Fragestellungen befasst (vgl. Meinefeld 1994, 1995, 1997) und Bohnsack rekonstruktive Verfahren in der Sozialforschung weiterverfolgt hat (vgl. Bohnsack 1993), ist es als Einziger Fritz Schütze, der sich dezidiert mit der konkreten Weiterentwicklung von kommunikativen Methoden auseinandergesetzt hat. Dies dokumentieren seine Publikationen zum narrativen Interview (vgl. z.B. Schütze 1977).

Im folgenden Abschnitt wird die Rezeption der Kommunikativen Sozialforschung und das Spannungsfeld, in dem die weitere Diskussion verlaufen ist, nachgezeichnet.

3. Die Rezeption der Kommunikativen Sozialforschung

Die Rezeption der Kommunikativen Sozialforschung lässt sich auf drei Ebenen untersuchen: Auf der Ebene eher grundsätzlicher wissenschaftstheoretischer Überlegungen, auf der Ebene forschungspraktischer Überlegungen zur Entwicklung neuer Methoden und schließlich anhand von Lehrbüchern.

3.1 Die Kommunikative Sozialforschung in der Wissenschaftstheorie – Sozialforschung im Spannungsfeld zwischen kommunikativen Prinzipien und theoretischer Offenheit

Der Begriff der Kommunikativen Sozialforschung gerät in den 1980er Jahren mehr und mehr in Vergessenheit. Eine Ursache dafür mag ein Artikel sein, der 1980 in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie erschien und – gemessen an der Häufigkeit seiner Zitation bis heute – verhältnismäßig einflussreich war. Unter dem Titel „Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn“ (Hoffmann-Riem 1980) stellte Christa Hoffmann-Riem ein Programm für eine interpretative Soziologie vor, das die Forderung nach einer kommunikativen Sozialforschung mit dem Prinzip der theoretischen Offenheit verbindet. Dieses auf Glaser und Strauss zurückgehende und unter dem Namen Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 1967) bekannte Prinzip besagt, dass die Strukturierung des Forschungsgegenstands so lange zurückgestellt wird, bis es durch die Forschungssubjekte selbst herausgebildet wird. M.a.W., die Bildung von Hypothesen soll nicht wie bei quantitativen Ansätzen am Anfang des Forschungsprozesses stehen, sondern als Ergebnis aus der Datenerhebung hervorgehen. Die Frage nach der theoretischen Offenheit hat sich als derjenige Punkt erwiesen, der bis heute mehr diskutiert wird als die Frage nach den kommunikativen Aspekten der Sozialforschung. Sie markiert augenscheinlicher die Unterschiede zwischen qualifizierenden Verfahren, die sich in variierender Ausprägung auf theoretische Offenheit einlassen und folglich auf *ex-ante*-Hypothesen im For-

schungsprozess verzichten, und quantifizierenden Verfahren, die auf gerade diese Hypothesen angewiesen sind, um sie anschließend testen zu können.

In Anlehnung an Schütze beschreibt Hoffmann-Riem den Grundcharakter von Sozialforschung als kommunikativ und stellt bereits bei der Kontraktabschließung eine Kommunikationssituation fest. Des Weiteren, so sagt sie, erhält der Forscher nur dann Zugang zu bedeutungsstrukturierten Daten, „wenn er eine Kommunikationsbeziehung mit dem Forschungssubjekt eingeht und dabei das kommunikative Regelsystem des Forschungssubjekts in Geltung lässt“ (Hoffmann-Riem 1980, S. 347). Anstatt also den „kommunikationsarmen Datenabruf“ (ebd., S. 352) der quantitativen Methoden zu praktizieren, empfiehlt sie als Alternativen teilnehmende Beobachtung, Konversations- und Interaktionsanalyse sowie die verschiedenen Formen situationsflexibler Interviews (Leitfaden-, narratives Interview).

Obwohl Hoffmann-Riem vehement die Anerkennung der Tatsache fordert, dass Sozialforschung als kommunikativer Prozess nicht nur aufgefasst, sondern auch gestaltet werden soll, waren die Konsequenzen nicht so weitreichend wie man annehmen könnte. Mehr Interesse wurde ihrer zweiten Frage nach der theoretischen Offenheit gegenüber dem Forschungsgegenstand zuteil.

Dialog als Forschungsprinzip

Etwa zur gleichen Zeit formuliert Gerhard Kleining eine differenzierte Kritik an den kommunikativen Methoden. In seinem „Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung“ fordert er, den Dialog in das Zentrum der qualitativen Methodendiskussion zu stellen (vgl. Kleining 1982). Eine dialogzentrierte Herangehensweise eröffnet ihm zufolge die Möglichkeit, Beziehungen aufzudecken, während quantitative Verfahren in erster Linie Differenzen erfassen könnten. Den Beziehungen misst Kleining eine überragende Bedeutung zu: „Die Triade von mindestens zwei Gegebenheiten und einer Beziehung zwischen ihnen, die sie in Verbindung bringt, ist nur scheinbar. Tatsächlich ist der Gegenstand die Beziehung.“ (ebd., S. 20, kursiv im Original) Allerdings steht Kleining den kommunikativen Methoden nicht uneingeschränkt positiv gegenüber und favorisiert eher textzentriertes Arbeiten. Das begründet er mit einer Kritik an interaktionistischen Ansätzen, die ihre Forschung auf den Handlungsraum der beteiligten Subjekte beschränken. Eine solche Beschränkung blendet die Entstehungsbedingungen von Handlungsräumen und Lebenswelten aus und macht gesamtgesellschaftliche Umstände nicht erfassbar. „Da die Handelnden ihr Handeln untereinander anpassen, entsteht Einheit durch Konformität. Gegensätze und Widersprüche werden ausgeklammert“ (Kleining 1994, S. 80).

Kleinings Position ist dahingehend innovativ, dass sie soziale Beziehungen als eigentliche Information des Sozialwissenschaftlers betrachtet. Diese Ansicht hält er jedoch nicht durchgehend aufrecht, wenn er die Möglichkeit der Forscher zur Reflexion ihre eigenen Beziehungen zu den Beforschten nicht in Betracht zieht. Ein Grund dafür dürfte der angegebene Referenzhorizont der gesamtgesellschaftlichen Umstände sein.

Dialog als Erkenntnisinstrument

Ebenfalls den Dialog als Prinzip hat Jörg Sommer im Blick, als er 1987 seine „Dialogischen Forschungsmethoden“ (Sommer 1987) vorstellt und sich dabei auf die Datenerhebung konzentriert. Er beschreibt den Dialog als Forschungs- und Erkenntnisinstrument und plädiert dafür, den Probanden des psychologischen Experiments nicht mehr als Objekt, sondern als Subjekt, d.h. als einen dem Forscher gleichberechtigten Dialogpartner aufzufassen. Neben der Gleichberechtigung nennt er als Kriterien für einen Dialog das Verhandeln über ein wichtiges Thema, gegenseitiges Ernstnehmen sowie die Tatsache, dass die Dialogpartner tatsächlich aufeinander eingehen. Dazu zählt er auch nonverbale Mitteilungen durch Mimik, Gestik oder Körpersprache (vgl. Sommer 1987, S. 90).¹

Die Vorteile des Dialogprinzips liegen für Sommer darin, dass der Dialogpartner als Mitforscher gewonnen wird, der im Dialog mit der Unterstützung des Forschers Selbstbeforschung betreibt. Dazu muss die Fähigkeit des Dialogpartners zur Selbstreflexion mittels mehrfacher Wiederholung der Dialoge gefördert werden (ebd., S. 95ff.). Sommer beschreibt diesen Prozess der Selbstbeforschung jedoch einseitig. Eine Selbstbeforschung des Forschers ist in seinem Modell nicht vorgesehen.

Sommer legt den Schwerpunkt seiner Überlegungen nicht auf die Ausformulierung und detaillierte Entwicklung des Dialogs als Forschungsinstrument. Vielmehr konzentriert er sich darauf, den Dialog erkenntnistheoretisch aus phänomenologischer, hermeneutischer und dialektischer Perspektive zu betrachten. Sein Schlussfolgerung – und letztlich auch das Ziel seiner Arbeit – ist ein Plädoyer für die Entprofessionalisierung der Psychologie, die er für geboten hält.

3.2 Die Weiterentwicklung der Methoden der Kommunikativen Sozialforschung

Ungeachtet der Grundlagendiskussion theoretische Offenheit vs. theoriegeleitete Sozialforschung werden in dieser Zeit Verfahren vorgeschlagen, in denen sich die Prinzipien der kommunikativen Sozialforschung dezidiert widerspiegeln. Beispiele dafür sind das Konzept der kommunikativen Validierung, das problemzentrierte Interview sowie die rekonstruktive Sozialforschung.

Die Kommunikative Validierung

Unter dem Begriff ‚kommunikative Validierung‘ wird Ende der 1970er Jahre ein Verfahren eingeführt, das im Gegensatz zur kollektiven Validierung innerhalb der Forschergemeinde dazu dienen soll, die im Forschungsprozess erzeugten Daten gemeinsam mit den Erforschten zu validieren (vgl. Klüver 1979 sowie Heinze/Thiemann 1982). Dies bedeutet, dass nach der Auswertung der erhobenen Daten die Ergebnisse an die Beforschten rückgekoppelt werden, um gemeinsam die Gültigkeit der Ergebnisse zu überprüfen. Für Jürgen Klüver und später Thomas Heinze und Friedrich Thiemann ist dies allerdings nur notwendig, wenn die Interpretationen der erhobenen Daten die Funktion haben sollen, mit den Befragten eine gemeinsame Praxis herzustellen (vgl. Heinze/Thiemann 1982, S.

636). Die Validität einer Interpretation gilt erst dann als gesichert, wenn Einigung bzw. Übereinstimmung zwischen Forschern und Beforschten hinsichtlich der Forschungsergebnisse hergestellt ist. Allerdings sollen sich die Forscher nicht an die Zustimmung der Beforschten binden, da sie ansonsten auch ihre Mythen oder Ideologien übernehmen könnten (ebd.). Zu dieser Absicherung der Rekonstruktion subjektiver Bedeutungen nimmt der Forscher einen Dialog mit den Erforschten auf, um dort Argumente zur Relevanz der Ergebnisse zu erhalten (vgl. Mayring 1990, S. 105f.).

Die Nennung der Problematik der Annahme von Mythen der Beforschten weist auf ein doppeltes Problem hin, das die Vertreter der kommunikativen Validierung scheinbar nicht auflösen können. Einerseits entsteht bzw. verstärkt sich diese Gefahr erst durch den Anspruch auf Herstellung von Übereinstimmung.² Diese Bedingung verhindert, dass die Ergebnisse der kommunikativen Validierung in ihrer bloßen Ausrichtung auf den Aspekt der Validierung in einem zirkulär gedachten Forschungsablauf nicht wiederum als Datenmaterial genutzt werden können. Andererseits unterschlägt diese Ansicht die Möglichkeit des Forschers zur Reflexion der Kommunikationssituation der kommunikativen Validierung. Dies beinhaltet die unterschiedlichen Rollen der Beteiligten sowie die grundlegenden Annahmen über die Interpretations- und Rekonstruktionstätigkeit der Forscher. Die Gefahr der Annahme der Mythen der Beforschten besteht nur dann, wenn es nicht gelingt, zwischen der Interpretation der Aussagen der Beforschten und der Rekonstruktion ihrer Intentionen zu unterscheiden und dies ins Verhältnis zum Verständnis des Forschers zu setzen, der seinerseits zwischen seinem alltäglichen Verständnis und seiner wissenschaftlichen, modellhaften Perspektive, wie er sie etwa beim Kodieren von Interviewtranskriptionen anwendet, unterscheiden muss.

Insgesamt wird deutlich, dass die kommunikative Validierung nur in Maßen als Instrument einer kommunikativen Sozialforschung betrachtet werden kann, da kommunikative Prinzipien nicht durchgehalten werden. Das liegt auch daran, dass sich die kommunikative Validierung nur auf die Beziehung zwischen Forschern und Beforschten bezieht.

Das problemzentrierte Interview

Andreas Witzel liefert einen Beitrag zur Weiterentwicklung der Methoden der Datenerhebung. Mit dem von ihm entwickelten „problemzentrierten Interview“ versucht er einerseits, der Forderung nach der kommunikativen Gestaltung der Datenerhebung gerecht zu werden, gleichzeitig aber auch die Forderung nach der theoretischen Offenheit zu relativieren.

Ausgehend vom „Unbehagen“, das ihm durch standardisierte Verfahren entstand, diskutiert der Autor in seiner 1982 erschienenen Dissertation zeitgenössische Konzepte qualitativer Methoden und entwickelt auf dieser Grundlage das „problemzentrierte Interview“ als Spezialtyp qualitativer Interviews (vgl. Witzel 1982). Witzel kritisiert an den Arbeiten Cicourel und der Arbeitsgruppe Bielefeld der Soziologen, dass diese lediglich bestehende Untersuchungsverfahren kombinierten und keine eigenständigen Methoden entwickelten (vgl. Witzel 1982, S. 38). Diese Lücke möchte er schließen. Anliegen des problemzentrierten Interviews ist es, den Gegensatz zwischen Theoriegeleitetheit und Offenheit dadurch aufzuheben, dass der Anwender seinen Erkenntnisgewinn als induktiv-deduktives Wechselspiel

organisiert. Diesem Wechselspiel korrespondiert eine Interviewtechnik, die zwischen erzählungs- und verständnisgenerierenden Fragen oszilliert. Die entsprechenden Kommunikationsstrategien zielen zunächst auf die Darstellung der subjektiven Problemsicht. Ergänzt werden die angeregten Narrationen dann durch Dialoge, die Resultat leitfadengestützter Nachfragen sind. Ziel ist immer auch die systematische Entwicklung eines Problemhorizonts beim Befragten.

Mit seinen Überlegungen zum problemzentrierten Interview leistet Witzel einen Beitrag zum praktischen Umgang des Forschers mit seinem Vorwissen und seinen Annahmen in konkreten Interviewsituationen zur Erhaltung theoretischer Offenheit bei gleichzeitiger Vermeidung eines „naiv-induktionistischen“ (Witzel 2000, Absatz 3) Vorgehens. Jedoch beschränkt sich Witzel in der Verfeinerung der kommunikativen Methoden auf die Datenerhebung. Die Auswertung und andere Phasen konzipiert er lediglich als individuelles Vorgehen.

Rekonstruktive Sozialforschung als Selbstreflexion

Ralf Bohnsack, ehemaliges Mitglied der Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, veröffentlicht 1991 den Band „Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Sozialforschung“ (Bohnsack 1999), der mittlerweile in fünfter Auflage vorliegt. Der Begriff der kommunikativen Sozialforschung taucht zwar im Titel nicht mehr auf, jedoch finden sich darin noch Spuren seiner kommunikativen Vergangenheit. Bohnsack lehnt die prinzipielle Unterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Methoden der Sozialforschung ab. Stattdessen schlägt er vor, zwischen hypothesenprüfenden und standardisierten Verfahren einerseits und rekonstruktiven Verfahren andererseits zu differenzieren. Das rekonstruktive Moment beschränkt sich bei ihm allerdings nicht nur auf die Phase der interpretativen Datenauswertung des gesammelten Materials, sondern auch auf die Vorgehensweise der Forschenden: „Die Forschenden vergegenwärtigen sich von Fall zu Fall ihrer eigenen Vorgehensweise, um sie zu systematisieren, sie intersubjektiv abzustimmen und möglicherweise auch abkürzen zu können“ (Bohnsack 1999, S. 27). Diese Vorgehen nennt er auch „Rekonstruktion der Rekonstruktion“ (ebd., S. 26f.).

Als zentrale Verfahren der rekonstruktiven Sozialforschung nennt Bohnsack das narrative Interview und das Gruppendiskussionsverfahren. Das darin gewonnene Datenmaterial (die Transkriptionen) ist am besten mit der Methode der Sequenzanalyse zu interpretieren, da sich hier „Möglichkeiten der forschungspraktischen Kontrolle des Vorwissens zugleich mit einer systematischen Generierung von Erkenntnis“ (ebd., S. 192) eröffnen.

Auch bei Bohnsack zeigen sich Ansätze kommunikativen Handelns in der Sozialforschung, insbesondere während der Datenerhebung. Jedoch handelt es sich auch bei ihm um einen stark textzentrierten Ansatz, bei dem kommunikative Elemente eher als Randbedingungen denn als Kern sozialwissenschaftlicher Erkenntnistätigkeit aufgefasst werden.

3.3 Lehrbücher

Ein Blick in die gängigen Lehrbücher zur qualitativen Sozialforschung soll zeigen, inwieweit kommunikative Prinzipien hier zum Tragen kommen und welcher Stellenwert ihnen beigemessen wird. Dieser Blick ist vor allem vor dem Hintergrund interessant, dass Lehrbücher als prominenter Ort der Selbstbeschreibungen der Sozialwissenschaften aufgefasst werden können und in großem Maße zu ihrer eigenen Reproduktion beitragen.

In seinem zweibändigen Lehrbuch „Qualitative Sozialforschung“ charakterisiert Siegfried Lamnek (1993) qualitative Sozialforschung unter Berufung auf Schütze ausdrücklich als Kommunikation. Die Kommunikationsbeziehung sei zugleich Voraussetzung und interaktioneller Handlungsrahmen des Forschungsprozesses und kann darüber hinaus selbst Gegenstand des Forschungsinteresses sein (vgl. Lamnek 1993, S. 23). Die dabei auftretende Reaktivität fasst er dann auch nicht als Störquelle auf.

Dieser starken Betonung des kommunikativen Charakters von Sozialforschung steht eine abgeschwächte Variante im von Uwe Flick et al. herausgegebenen „Handbuch Qualitative Sozialforschung“ (Flick et. al. 1995) gegenüber. Wohl auch – aber nicht nur – dem Aufbau des Buches geschuldet, wird dem Thema ein kurzes Kapitel (2 2/1 Seiten) gewidmet. Dies geschieht innerhalb des Abschnitts „Stationen des qualitativen Forschungsprozesses“. Während Lamnek versucht, ein Lehrbuch „aus einem Guss“ anzubieten, präsentieren Flick et. al. eher eine Stichwortsammlung, die allen Perspektiven auf das Thema gerecht werden will.

Der bereits erwähnte Gerhard Kleinig hat 1995 ebenfalls ein eigenes „Lehrbuch entdeckende Sozialforschung“ (1995) vorgelegt. Von dem auf zwei Bände angelegten Werk ist nur der erste Band „Von der Hermeneutik zur qualitativen Heuristik“ erschienen, der sich im Wesentlichen mit erkenntnistheoretischen und methodologischen Fragen beschäftigt. Der zweite Band, der sich mit Einzelmethoden befassen soll, ist nicht erschienen. Im vorliegenden Band expliziert Kleinig das bereits zuvor erwähnte Dialogprinzip weiter. Er charakterisiert den Dialog als ein Wechselspiel von Aktivität und Rezeptivität, in dem die Dialogpartner gemeinsam den Forschungsgegenstand erforschen können und damit helfen, die Subjekt-Objekt-Trennung zu überwinden. Dieses Wechselspiel sei nicht nur in der direkten Gesprächssituation anzuwenden, sondern auch bei Experimenten, Beobachtungen und der Analyse von Dokumenten.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Idee einer kommunikativen Fundierung der Sozialforschung in unterschiedlichem Maße Eingang in die sozialwissenschaftliche Propädeutik gefunden hat. Jedoch zeigt sich, dass trotz der ihr zugesprochenen zentralen Rolle eine mangelhafte Konsequenz bei der Umsetzung festzustellen ist, so dass die präsentierten Methodologien nicht frei von inneren Widersprüchen sind.

4. Neuere Entwicklungen der Kommunikativen Sozialforschung

In jüngerer Zeit finden sich wieder vermehrt Beiträge zur Methodendebatte, die die Bedeutung kommunikativer Prinzipien in der Sozialforschung hervorheben und das bestehende Instrumentarium weiterentwickeln. Hervorzuheben sind

Beiträge, die den gesamten Forschungsprozess kommunikativ modellieren. Dazu zählen die von Kornelia Rappe-Giesecke und Michael Giesecke beschriebene systematische Anwendung der Kommunikativen Sozialforschung in der Supervision sowie das Konzept einer interagierenden dialogischen Sozialforschung von Glenda Russel und Nancy Kelly. Daneben findet sich eine Vielzahl von Beiträgen, die einzelne Aspekte und Methoden thematisieren.

4.1 Kommunikative Sozialforschung in der Supervision

Während das Engagement der Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen für die Weiterentwicklung der Kommunikativen Sozialforschung nach den 1970er Jahren eher schwach ausgeprägt war, haben sich Michael Giesecke und Kornelia Rappe-Giesecke seitdem kontinuierlich dieser Arbeit gewidmet. In ihrem umfangreichen Band „Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung“ (Giesecke/Rappe-Giesecke 1997) dokumentieren sie detailliert ihre Forschungstätigkeit und die Entwicklung ihres Konzepts seit den 1970er Jahren. Dabei schlagen sie eine Brücke zwischen sozialwissenschaftlichen Methoden und deren Anwendung in Beratungsprozessen für Personen, Gruppen und Institutionen. Im Zentrum ihrer Überlegungen steht das „Gespräch als unausgeschöpfte Ressource in der Berufswelt“ und in der Wissenschaft (Giesecke/Rappe-Giesecke 1997, S. 17, 34) sowie die Frage, wie es für diese Anwendungsfelder fruchtbar gemacht werden kann.

Als Kern ihres Konzepts der Kommunikativen Sozialforschung beschreiben die Autoren die Integration des traditionellen Beobachtungsparadigmas in den Wissenschaften und – in Rückgriff auf die Psychoanalyse nach George Devereux (vgl. Devereux 1992) – der Selbsterfahrung. Einseitige Beobachtungsrelationen, in denen der Forscher seine Umwelt beobachtet und durch individuelle psychische Tätigkeit Erkenntnisse gewinnt, werden mit (sozialen) Selbstbeobachtungen verknüpft. Sozialforschung ist aus dieser Perspektive kein individueller, sondern ein kollektiver Erkenntnisprozess. Um dies zu verwirklichen, soll Sozialforschung als kooperatives Gespräch gestaltet werden. Damit wenden sie sich nicht nur gegen die klassischen methodologischen Grundsätze der quantitativen Sozialforschung, die die strikte Trennung von Forscher und beobachteter Umwelt fordern, sondern kritisieren auch die Ansätze der qualitativen Sozialforschung, die ebenfalls weitestgehend am Ideal solitärer Erkenntnissubjekte festhalten.³ Erkenntnisgewinn erfolgt Giesecke/Rappe-Giesecke zufolge nicht mehr nur auf Grundlage der Beobachtung einer äußeren Umwelt, sondern durch die Selbstbeobachtung des Forschungssystems. Sozialforschung ist aus dieser Perspektive auch ein selbstreferentieller Prozess. Deshalb fordern sie, einen großen Teil des Forschungsprozesses der Selbstreflexion der Forscher zu widmen (vgl. Giesecke/Rappe-Giesecke 2001, S. 233).

Die Autoren integrieren kommunikative Prinzipien durchgängig in ihre Methodologie. Es gelingt ihnen im Gegensatz zu vielen anderen Autoren, die ihre impliziten Kommunikationsmodelle nicht reflektieren und offen legen, ihren Ansatz durchgehend kommunikations- und informationstheoretisch zu fundieren. Dabei werden soziale Systeme grundsätzlich als informationsverarbeitende Systeme aufgefasst. Ziel der Kommunikativen Sozialforschung ist es, die (latenten) Programme zur Steuerung der Informationsverarbeitung in diesen Systemen zu ermitteln (vgl. Giesecke/Rappe-Giesecke 1998, S. 64). Diese Auffassung impliziert adäquaterweise auch eine selbstreflexive Anwendung auf die Forschung

selbst: „Die kommunikative Sozialforschung in unserem Sinne nimmt ihre Gegenstandstheorie ernst und wendet sie auch auf den Forschungsprozeß an.“ (Giesecke/Rappe-Giesecke 1997, S. 42, kursiv im Original). Sozialforschung wird so nicht nur grundsätzlich als Interaktion in Kommunikationssystemen verstanden, vielmehr werden Forschungssysteme bewusst als Kommunikationssysteme organisiert und die beteiligten Kommunikatoren benannt. Demnach setzen sich Forschungssysteme immer mindestens aus den Elementen Forscherteam, Auftraggeber und untersuchtes System zusammen (vgl. Giesecke/Rappe-Giesecke 2001, S. 230f.).

Im Gegensatz zu anderen Ansätzen fragen Giesecke/Rappe-Giesecke auch nach den Medien der Kommunikation. Aus ihren Erfahrungen mit Beratung und Organisationsentwicklung übernehmen sie die Erkenntnis, dass dort unterschiedliche Wahrnehmungskanäle angesprochen und dazu unterschiedliche, d.h. nicht nur sprachliche, Medien genutzt werden.⁴ Die Nutzung dieser verschiedenen Kanäle führt dazu, dass die Komplexität der Kommunikationssysteme im Gegensatz zur traditionellen Sozialforschung, die stets nach deren Reduktion trachtet, erhalten bleibt. Die unterschiedlichen Informationen, die diese Medien liefern, können durchaus widersprüchlich sein. Paradoxien und Ambivalenzen betrachten Giesecke/Rappe-Giesecke jedoch nicht als aufzulösende Probleme, sondern in ihrer Eigenschaft als elementare Bestandteile von Kommunikation als Chance (vgl. Giesecke/Rappe-Giesecke 1997, S. 688ff.). Technische Medien sind insofern konstitutiv, als dass diese bestimmte Verfahren wie z.B. Mikroanalysen von Gesprächen erst ermöglichen: „Sie [die Kommunikative Sozialforschung; S.Z.] ist in allen Phasen an elektronische Medien gebunden und diese Speichertechnik prägt ihre Methodik“ (ebd., S. 44, kursiv im Original).⁵

Anhand empirischer Beispiele aus ihrer eigenen Forschungstätigkeit erläutern sie verschiedene von ihnen entwickelte Methoden wie die sequentielle Mikroanalyse kleinräumiger Verständigung, die Normalformanalyse oder die Erhebung affektiver Daten bei Proband/Klient und Forscher/Berater. Die von Giesecke/Rappe-Giesecke beschriebenen Normalformerwartungen über den Ablauf und das Setting von Supervisions- und Balintgruppen gehören heute zum Handwerkszeug eines jeden Supervisors. Zu betonen ist, dass alle Phasen des Forschungsprozesses von der Konstitution des Forschungssystems über Datenerhebung, -dokumentation und -auswertung bis hin zur Rückkopplung der Ergebnisse kommunikativ gestaltet werden.

Insgesamt geben die Arbeiten von Giesecke/Rappe-Giesecke einen umfassenden Überblick über ihre Entwicklung und Nutzbarmachung der Prinzipien der kommunikativen Sozialforschung in Forschungs- und Beratungsprozessen. Die Stärke liegt zum einen darin, dass die Grenze zwischen wissenschaftlicher Forschung und individueller und institutioneller Beratung/Supervision aufgelöst wird, indem nämlich gezeigt wird, wie sozialwissenschaftliche Forschung die Interaktion mit ihrem Forschungsgegenstand nicht nur problematisieren muss, sondern dieses Faktum produktiv nutzen kann. Bedeutender ist aber zum anderen, dass es sich bei ihrer Konzeption von Kommunikativer Sozialforschung um den bislang konsequentesten Entwurf handelt. ‚Medien‘ und ‚Kommunikation‘ sind hier keine diffusen Konzepte, sondern Gegenstand und Methode zugleich. Damit besteht ein grundsätzlicher Unterschied etwa zur soziologisch orientierten Kommunikationswissenschaft, die ihre Fragestellungen auf der Grundlage von soziologischen Modellen und eben nicht selbstreferentiell zu beantworten versucht.

4.2 Interagierende dialogische Sozialforschung

In aktuellen Arbeiten kommt insbesondere der Komplex Subjektivität und Selbstreflexivität wieder stärker zum Tragen.⁶ Ein Beispiel dafür ist ein Beitrag von Glenda Russel und Nancy Kelly mit dem Titel „Research as Interacting Dialogic Research“ (Russel/Kelly 2002). Die Autorinnen heben darin die Bedeutung von Subjektivität für die qualitative Sozialforschung hervor, die sie nicht als Störfaktor betrachten, sondern als wertvolle Quelle der Datenerhebung.

Im Mittelpunkt ihrer Betrachtung steht der Dialog als Forschungsinstrument. Dieser dient dabei nicht nur als Instrument der unmittelbaren Datenerhebung und -auswertung, sondern auch als Mittel der Selbstreflexion. Grundlage dafür ist die Forschung im Team. Der Vorteil der Forschung in der Gruppe liegt für sie darin, dadurch unterschiedliche Perspektiven auf den Forschungsgegenstand zu gewinnen. „(...) the team is able to generate a synergistic environment that reflects the multiplicity of voices and allows for expanded understandings“ (Russel/Kelly 2002, Absatz 8). Der Prozess der individuellen Selbstreflexion wird so um die Ebene der Gruppenreflexion erweitert, wodurch weitere Einsichten in Forschungsprozess und -gegenstand ermöglicht werden (vgl. ebd., Absätze 7-9).

Momente des Dialogs ziehen sich für Russel/Kelly durch den gesamten Forschungsprozess. Dies beginnt bereits bei der Formulierung der Forschungsfrage. Die Autoren vertreten die Meinung, dass diese oftmals den eigenen „Werten, Leidenschaften und Vorurteilen“ entspringen und deshalb Selbstreflexivität ein wichtiges Moment in dieser Phase ist, um den eigenen Zugang zu einem Thema zu überprüfen.

Die Phase der Datenerhebung ist wiederum durch Dialoge gekennzeichnet. Nicht nur beim Führen von Interviews, sondern auch bei der Datenerhebung mittels Beobachtung oder Textanalyse findet ein Dialog statt, insofern man die eigenen Reaktionen auf die gesammelten Informationen berücksichtigt. Kritische Selbstreflexion von Reaktionen und Emotionen im Forschungsprozess erklären sie explizit zu einer Methode der Datenerhebung. Ihren eigenen Erfahrungen zufolge ist Selbstreflexion sogar ansteckend, so dass in Interviews, insbesondere in Gruppeninterviews, die Rollen von Interviewer und Interviewten wechseln können.

In diesem Zusammenhang identifizieren die Autoren positive Effekte durch Interviews auf Seiten der Probanden und vertreten die Meinung, dass die Eröffnung der Möglichkeit, über bestimmte Themen überhaupt zu sprechen, die Teilnehmer in ihrer Persönlichkeit stärkt (empowering).⁷ Sie gehen sogar soweit zu sagen, dass in der spezifischen Interviewsituation ein neues Subjekt (self) entsteht. Bei der Beschäftigung mit einem Text hat man einen Forscher, einen Text und das emergente Produkt aus beiden. Analog verhält es sich mit zwei Forschern, vier Interviewpartnern und dem daraus emergierenden Produkt, usw. (vgl. Russel/Kelly 2002, Absatz 26).

Auch bei der Datenauswertung empfehlen Russel/Kelly eine kommunikative Methode. Da Texte, und damit auch Transkriptionen von Interviews, immer mehr als eine Weise der Interpretation zulassen, können die verschiedenen Perspektiven von Mitgliedern einer Forschungsgruppe unterschiedliche Einsichten in das vorhandene Material gewähren. Auch dabei gilt wieder, dass die Gruppe mehr ist als die Summe ihrer Mitglieder, und somit eine spezifische Gruppenperspektive entwickelt (self-of-the-team).

Als Spezialfall der Forschung in der Gruppe beschreiben (und bewerten positiv) Russel/Kelly die Situation, in der ein Teil der Forschungsgruppe selbst in den Forschungsgegenstand involviert ist (in-groups und out-groups) (vgl. ebd., Absätze 34-37). Der Vorteil liegt für sie darin, dass dadurch verschiedene Perspektiven auf den Gegenstand eingenommen werden können. Um jedoch zu vermeiden, dass die eine oder die andere Perspektive innerhalb der Forscherteams privilegiert wird, ist es wichtig, den jeweils eigenen Standpunkt zu reflektieren:

„Reflexivity requires that group members move beyond the confines of identity politics and be open to what each – whether in a marginalized group or not – can see and what the self-made-up-of-all-team-members can see as they interact with the data“ (Russel/Kelly 2002, Absatz 34).

Schließlich fordern die Autoren auch für die Verwertung der Ergebnisse eine kommunikativere Methode als das Verfassen schriftlicher Berichte. Sie haben dabei keine kommunikative Validierung im Sinn, sondern eine Rückkopplung an einen möglichst großen Kreis von Betroffenen mit jeweils geeigneten Medien. Die Forschung soll nicht nur an die wissenschaftliche Gemeinschaft adressiert werden, sondern auch an diejenigen, die die Objekte, oder aus ihrer Sicht gleichberechtigte Subjekte, der Forschung sind.

4.3 Kommunikation als erweiterte Validierungsstrategie

Crawford et al. stellen einen Ansatz vor, wie sich in großen Forscherteams, die aus Angehörigen unterschiedlicher Disziplinen bestehen und an unterschiedlichen Orten arbeiten, mit Hilfe von technischen Kommunikationsmedien ihre Informationsverarbeitung parallelisieren lässt (vgl. Crawford/Leybourne/Arnott 2000). Gegenstand des Forschungsprojektes waren Lernprozesse von Farmern in verschiedenen australischen Bundesstaaten.

Die Koordination des Vorgehens der Forscher erfolgte durch Präsenzphasen (Workshops) zu Beginn und am Ende des Forschungsprojektes und durch Telekonferenzen im Verlauf der einzelnen Phasen des Projektes. Ziel dieser bewusst kommunikativen Gestaltung der Interaktion innerhalb des Forscherteams war die Gewährleistung der Validität der Ergebnisse. Grundlage war eine detaillierte Dokumentation des Forschungsprozesses sowohl der einzelnen Forscher als auch des gesamten Teams. Diese Validierungsstrategie beinhaltete nicht nur Abstimmung innerhalb des Forscherteams, sondern auch den Einbezug nicht direkt involvierter Wissenschaftler schon während des Forschungsprozesses sowie eine Rückkopplung von Interviewtranskriptionen und Ergebnissen (auch schon während der Auswertung) an die Untersuchungsteilnehmer.

Dieses Beispiel zeigt eine um kommunikative Elemente erweiterte Validierungsstrategie, die über die bekannte kommunikative Validierung weit hinausgeht. Die dezidierte Abstimmung innerhalb des Forscherteams während aller Projektphasen sowie die detaillierte Dokumentation dieses Vorgehens ermöglicht nicht nur die Reflexion und Integration der unterschiedlichen (disziplinären) Perspektiven der beteiligten Forscher, sondern auch die prinzipielle Nachvollziehbarkeit des Forschungsprozesses und seiner Ergebnisse für Außenstehende. Die den Untersuchungsteilnehmern gewährte Möglichkeit der Kommentierung der Interviewtranskriptionen erweitert den bislang als individuelles Problemlösen konzipierten Vorgang des Tran-

skribierens hin zu einer kooperativen Arbeitsform. Und schließlich integriert der Einbezug außenstehender Wissenschaftler den normalerweise im Nachhinein ablaufenden Prozess der Validierung innerhalb des Wissenschaftssystems (kollektiv-literarische Validierung) partiell bereits in den Forschungsprozess selbst.

5. Aktualität und Bedeutung der Prinzipien der Kommunikativen Sozialforschung

Betrachtet man die angeführten Beispiele im Überblick, kommt man zu dem Ergebnis, dass sich der Begriff Kommunikative Sozialforschung und die damit verbundenen Möglichkeiten im Mainstream der Methodendiskussion nicht etabliert haben. Wirksamer war die Rede vom interpretativen Paradigma. So wurde die Diskussion über den kommunikativen Grundcharakter von Sozialforschung zwar wahrgenommen und wurde auch, wie das Beispiel Christa Hoffmann-Riem zeigt, nochmals als Forderung an die Sozialforschung erhoben. Auch haben die Ideen in unterschiedlicher Form Eingang in die Lehrbücher der qualitativen Sozialforschung genommen. Das geringe Ausmaß scheint allerdings eher der Unausweichlichkeit der Thematik geschuldet. Zu einer wirklichen Weiterentwicklung des bereits von der Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen angedachten Weges einer in ihrer ganzen Breite kommunikativ durchstrukturierten Sozialforschung ist es indes über einen langen Zeitraum hinweg nicht bekommen. Die Beispiele zeigen zwar, dass die Ideen der Kommunikativen Sozialforschung an einzelnen Punkten aufgenommen wurden und auf dieser Grundlage einzelne Schritte des Forschungsprozesses verfeinert wurden. Das von Andreas Witzel entwickelte problemzentrierte Interview sowie die Diskussion über das Dialogprinzip bei Sommer und Kleinig stellen Versuche dar, die kommunikative Gestaltung der Datenerhebung zu verfeinern. Die kommunikative Validierung wendet die kommunikativen Prinzipien auf die Endphase des Forschungsprozesses, den Abschluss der Datenauswertung an. Indem die meisten Vorschläge aber überhaupt erst bei der Datenerhebung ansetzen, wird der komplette Bereich der Festlegung der Fragestellung vernachlässigt. Wie kommt es überhaupt zu einer konkreten Fragestellung? Und wie kann man diesen Prozess kommunikativ gestalten? Auch bei den Darstellungen der Methoden der Datenauswertung erhält man den Eindruck, dass dort einsame Forscher für sich alleine die Daten anhand von Rezepten auswerten und dann ihre Ergebnisse präsentieren. Dies ist in der Praxis allerdings meist nicht der Fall. Und schließlich kann auch das Problem der Datenvalidierung nicht allein dadurch beantwortet werden, dass die präsentierten Ergebnisse allein durch die Zustimmung der *Scientific Community* als gültig anerkannt werden.

In der jüngeren Vergangenheit haben Beiträge, die kommunikative Ansätze vorschlagen, wieder Konjunktur. Davon zeugen die vermehrt auftauchenden Einzelbeiträge⁸, vor allem aber auch die Vorschläge, Forschungsprozesse auf der Grundlage kommunikativer Prinzipien zu gestalten. Beispiele dafür sind die Ansätze von Russel/Kelly und – wesentlich konsequenter – von Giesecke/Rappe-Giesecke. Russel/Kelly zeigen vor allem die Vorteile des Austauschs im Forscherteam als wichtiges Instrument der Datenerhebung und -auswertung auf. Indem diese Autorinnen die Selbstreflexion des Forschers betonen und als wichtiges Moment im Forschungsprozess betrachten, füllen sie eine Lücke, die bei den Bielefelder Soziologen in dieser Weise noch nicht ausformuliert worden war. Das Konzept

von Giesecke/Rappe-Giesecke stellt schließlich den konsequentesten Ansatz dar, das kommunikative Moment von Sozialforschung in seiner ganzen Breite, d.h. in allen Phasen und zwischen allen Elementen von Forschungssystemen zu nutzen.

Indes kann all das aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es in den letzten Jahrzehnten nicht gelungen ist, die Sozialwissenschaften insgesamt für die Bedeutung kommunikativer Prinzipien zu sensibilisieren. Es hat sich kein Grundverständnis eingestellt, das, statt sich am traditionellen naturwissenschaftlich-visuellen Paradigma zu orientieren, ein gegenstandsadäquates und zeitgemäßes Konzept zur Basis sozialwissenschaftlicher Methodologien und Erkenntnistheorien nimmt. ‚Kommunikation‘ bietet sich dazu an.

Wenn man also die Diagnose, dass Sozialforschung per definitionem Kommunikationsbeziehungen herstellt, ernst nimmt, und wenn man davon ausgeht, dass kommunikative Prozesse am besten durch kommunikative Methoden erforscht werden können, dann ist es die Aufgabe der Sozialwissenschaften im Allgemeinen und der Kommunikationswissenschaft im Speziellen, Forschungsdesigns zu entwickeln, die die Prinzipien der kommunikativen Sozialforschung konsequent in allen Phasen des Forschungsprozesses durchsetzen. Die mittlerweile zahlreichen Beiträge, die einzelne Aspekte der Sozialforschung auf ihre kommunikativen Potentiale hin thematisieren sowie die systematischen Betrachtungen können dafür als Grundlage genutzt werden.

Dazu bedarf es jedoch nicht nur der Anerkennung dieses Prinzips, sondern auch einer grundlegenden Reflexion der zugrunde gelegten Kommunikationsbegriffe und -modelle. Diese sind in den vorgestellten Beispielen nämlich keineswegs einheitlich. Die Frage nach den Kommunikationsmodellen impliziert direkt auch die Frage nach den verwendeten Medien. Zwar wird der Einsatz technischer Medien mittlerweile thematisiert⁹, jedoch fehlt eine eingehende Auseinandersetzung mit den gesamten medial-kommunikativen Settings von sozialwissenschaftlichen Forschungsprozessen.

Die Ergebnisse dieser Reflexionen müssen schließlich Eingang finden in die Erkenntnistheorie und in die Methodologien der Sozialwissenschaften. Diese beruhen immer noch in weiten Teilen auf veralteten Programmen, die nicht mehr den Realitäten der Sozialforschung entsprechen. Die Diskussion über die theoretische Offenheit von Sozialforschung bspw. impliziert immer noch erkenntnistheoretische Grundannahmen, die sich wie der Kritische Rationalismus am fragwürdigen Ideal des Einzelforschers als alleinigem Erkenntnissubjekt orientieren. Jeder Sozialforscher weiß aber aus eigener Erfahrung, dass Forschungsprozesse nicht diesen Annahmen entsprechen.

Die Anerkennung der Bedeutung kommunikativer Elemente in der Sozialforschung kann auch in der Diskussion über das Verhältnis von qualitativer und quantitativer Sozialforschung einen neuen produktiven Akzent setzen. Die Orientierung auf die theoretische Offenheit der qualitativen Sozialforschung als alleiniges Distinktionsmerkmal gegenüber der theoriegeleiteten quantitativen Sozialforschung ist nämlich keine hinreichende Bedingung zur Klärung des schwierigen Verhältnisses, auch wenn sich auf Grundlage dieser Unterscheidung die modische (und forschungspolitisch vorteilhafte) Rede von der Komplementarität der beiden Traditionen trefflich führen lässt. Eine informations- und kommunikationstheoretische Analyse und Reformulierung der wissenschaftstheoretischen Grundannahmen der Sozialforschung könnte zeigen, dass weit mehr Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Traditionen bestehen, als ihren Vertretern lieb ist, und darüber hinaus ganz andere Bruchlinien freilegen.

Anmerkungen

- 1 Sommer geht in seinen Beispielen allerdings nicht weiter auf den Einsatz und die Analyse nonverbaler Kommunikation ein.
- 2 Dies liegt m. E. an der selbstauferlegten Beschränkung der Anwendung des Verfahrens zur Herstellung einer gemeinsamen Praxis. Dieses Moment mag in Beratungsprozessen wichtig sein, bei sozialwissenschaftlicher Grundlagenforschung jedoch nicht unbedingt. Die Anwendung in diesem Bereich wird jedoch ohne Not von vornherein ausgeschlossen.
- 3 So sehen sie etwa in der interpretativen Sozialforschung keine wirkliche Alternative zur klassischen teilnahmslosen Beobachtung (vgl. Giesecke/Rappe-Giesecke 1997, S. 34-38).
- 4 Giesecke/Rappe-Giesecke kritisieren die Orientierung der Sozialforschung am visuellen Paradigma, das nur sichtbare bzw. sichtbar gemachte Umwelt als Medien der Erfahrungsgewinnung zulässt. Sie schlagen vor, auch andere äußere wie innere Sinne, z.B. Affekte oder das Unbewusste, zu nutzen (vgl. Giesecke/Rappe-Giesecke 1997, S. 34).
- 5 Der technischen Medien beigemessene Stellenwert zeigt sich auch in der Entwicklung eigener Tools. Große Teile des Materials zur Kommunikativen Sozialforschung sind in einer internetbasierten Datenbank frei zugänglich, zu erreichen unter [[http:// www.kommunikative-sozialforschung.de](http://www.kommunikative-sozialforschung.de)] [28.06.2006].
- 6 Siehe hierzu auch die beiden Schwerpunktausgaben „Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess“ des Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, Vol. 3, No. 3 (September 2002) und Vol. 4, No. 4 (Mai 2003).
- 7 Die Autoren beschäftigen sich in ihrer Forschungsarbeit mit gesellschaftlichen Randgruppen.
- 8 Über die vorgestellten Beispiele hinaus zeugen die Diskussionen und zahlreichen Beiträge der vergangenen Jahre im Forum Qualitative Sozialforschung exemplarisch von der vielfältigen Wiederentdeckung kommunikativer Momente in der Sozialforschung. Vgl. z.B. die Beiträge von Michael Dick zum narrativen Grid-Interview als Methode kooperativen Forschungshandelns (vgl. Dick 2000; 2006) oder den Beitrag von Busse et. al. über Forschergruppen als Erkenntnisinstrumente (vgl. Busse/Ehse/Zech 2000).
- 8 Exemplarisch für die Reflexion technischer Medien für neue Publikationsformen etwa (Mruck/Gersmann 2004).

Literatur

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.) (1980): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Realität, 2 Bde., Opladen (zuerst erschienen: Reinbek, 1973).
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.) (1976): Kommunikative Sozialforschung. Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung, München.
- Bohnsack, Ralf (1999): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Sozialforschung, 3., überarb. und erg. Auflage, Opladen (zuerst 1991).
- Busse, Stefan/Ehse, Christiane/Zech, Rainer (2000): Kollektive-Autobiografie-Forschung (KAF) als subjektwissenschaftliche Methode [48 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], Vol. 1, No. 2 (Juni 2000). [<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-00/2-00busseetal-d.htm>] (13.04.2006).
- Crawford, H. Ken/Leybourne, Marnie L./Arnott, Allan (2000): How we ensured rigour in a multi-site, multi-discipline, multi-researcher study. [28 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, [On-line Journal], Vol. 1, No. 1

- (Januar 2000). [<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00crawfordetal-e.htm>] (13.04.2006).
- Dick, Michael (2000): Die Anwendung narrativer Gridinterviews in der psychologischen Mobilitätsforschung [39 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], Vol. 1, No. 2 (Juni 2000). [<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-00/2-00dick-d.htm>] (13.04.2006).
- Dick, Michael (2006): Das Repertory-Grid-Interview als Methode kooperativen Forschenshandelns. Rezension: Aufsatz: Martin Fromm (2004). Introduction to the Repertory Grid Interview / Martin Fromm & Andreas Bacher (2003-2004). GridSuite 2.1.0 (Software zur Erhebung, Bearbeitung und Auswertung von Repertory-Grid-Interviews) [49 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], Vol. 7, No. 2 (März 2006), Art. 6. [<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-06/06-2-6-d.htm>] (13.04.2006).
- Devereux, Georges (1992): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, Frankfurt/M. (zuerst erschienen: Devereux, George (1967): From Anxiety to Method in the Behavioral Sciences, The Hague).
- Flick, Uwe, et. al. (Hrsg.) (1995): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, 2. Aufl., Weinheim (zuerst 1991).
- Giesecke, Michael/Rappe-Giesecke, Kornelia (1997): Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung. Zur Integration von Selbstbetrachtung und distanzierter Betrachtung in der Beratung und Wissenschaft, Frankfurt/M.
- Giesecke, Michael/Rappe-Giesecke, Kornelia (1998): Was kann man aus dem gegenwärtigen Entwicklungsstand der Beratung für die Gestaltung kommunikativer Sozialforschung lernen? In: Journal für Psychologie, Jg. 6, Heft 3, Oktober 1998, S. 59-72.
- Giesecke, Michael/Rappe-Giesecke, Kornelia (2001): Zur Integration von Selbsterfahrung und distanzierter Betrachtung in der Wissenschaft. In: Hug, Theo (Hrsg.): Wie kommt Wissenschaft zum Wissen, Bd. 1: Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten, Baltmannsweiler, S. 225-236.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967): The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research, Chicago.
- Hoffmann-Riem, Christa (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie – Der Datengewinn. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1980, 32, S. 339-372.
- Heinze, Thomas/Thiemann, Friedrich (1982): Kommunikative Validierung und das Problem der Geltungsbegründung. Bemerkungen zum Beitrag von E. Terhart. In: Zeitschrift für Pädagogik, 1982, 28, S. 635-642.
- Kleining, Gerhard (1994): Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. In: Ders.: Qualitativ-heuristische Sozialforschung. Schriften zur Theorie und Praxis, Hamburg.
- Kleining, Gerhard (1995): Lehrbuch Entdeckende Sozialforschung, Bd. 1, Von der Hermeneutik zur qualitativen Heuristik, Weinheim.
- Klüver, Jürgen (1997): Kommunikative Validierung – einige vorbereitende Bemerkungen zum Projekt ‚Lebensweltanalyse von Fernstudenten‘, in: Heinze, Thomas (Hrsg.): Theoretische und methodologische Überlegungen zum Typus hermeneutisch-lebensgeschichtlicher Forschung. Werkstattbericht Fernuniversität Hagen, S. 69-84.
- Lamnek, Siegfried (1993): Qualitative Sozialforschung, 2 Bde., 2. korr. u. erw. Auflage, Weinheim (zuerst 1989).
- Mayring, Philipp (1990): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zum qualitativen Denken, München.
- Meinefeld, Werner (1994), Selbstreferentialität und Korrespondenz. Wie konstruktiv ist unsere Erkenntnis? In: Journal for General Philosophy of Science, 25, 1994, S. 135-156.
- Meinefeld, Werner (1995), Realität und Konstruktion. Erkenntnistheoretische Grundlagen einer Methodologie der empirischen Sozialforschung, Opladen.

- Meinefeld, Werner (1997): Ex-ante-Hypothesen in der qualitativen Sozialforschung: zwischen „fehl am Platz“ und „unverzichtbar“. In: Zeitschrift für Soziologie, 26, 1997, S. 22-34.
- Mruck, Katja/Gersmann, Gudrun (Hrsg.) (2004): Neue Medien in den Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften. Elektronisches Publizieren und Open Access: Stand und Perspektiven (Sonderheft der Zeitschrift Historische Sozialforschung, Vol. 29, 2004, Nr. 1).
- Russel, Glenda, M./Kelly, Nancy H. (2002): Research as Interacting Dialogic Processes: Implications for Reflexivity [47 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], Vol. 3, No. 3 (September 2002). [<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-02/3-02russellkelly-e.htm>] (13.04.2006).
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Bielefeld.
- Schütze, Fritz/Meinefeld, Werner/Springer, Werner/Weymann, Ansgar (1980): Grundlagenvoraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, 2 Bde., Opladen (zuerst erschienen Reinbek 1973), S. 433-495.
- Sommer, Jörg (1987): Dialogische Forschungsmethoden. Eine Einführung in die dialogische Phänomenologie, Hermeneutik und Dialektik, München – Weinheim.
- Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Forschung. Überblick und Alternativen, Frankfurt/M. – New York.
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview [26 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], Vol. 1, No. 1 (Januar 2000). [<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00witzel-d.htm>] (13.04.2006).